Prolog

»Du wirst niemandem von der Nacht, in der Amanda gezeugt wurde, erzählen. Du wirst niemandem von überhaupt irgendetwas erzählen. Du wirst bei mir bleiben. Weil du mich liebst und vor allem, weil du deine Tochter liebst, unsere süße, kleine Tochter. Hast du das verstanden, Kasia?«

Teil I

Vor Amandas Geburt

Eins

Die Nacht, in der Amanda als winzig kleines Spermium in mich eingepflanzt wurde, war die letzte, in der ich wirklich glücklich war. Für eine lange Zeit.

Meine Tochter ist das Produkt von Schmerz. Schmerz, Unterdrückung und erstickter Schreie. Unfassbar, wie viel Liebe aus so einer geballten Menge des Schlechten entstehen kann.

Ich war gerade mit der Schule fertig geworden und nach Helsinki gezogen, nachdem ich den Aufnahmetest zum Lehramtsstudium bestanden hatte. Nicht mal eine Woche lebte ich in dem kleinen Studentenwohnheim, als es mich zur ersten Party zog. Sie fand in einer Dreizimmerwohnung statt, in die erstaunlich viele Menschen hineinpassten.

Die Nacht war mild, für finnische Verhältnisse zumindest, und die Luft schmeckte nach Bier, Tetrapack-Wein und Zigaretten. Ein bisschen Gras war auch dabei, glaube ich. Alle waren gut drauf, überall wurde gelacht, sich angeregt unterhalten und sehr oft schief gesungen. Das Semester hatte gerade erst begonnen. Ich erinnere mich an dieses aufgeregte Knistern in der Luft, weil alles neu war. Die Gedanken an die Prüfungen lagen noch in weiter Ferne und wir tranken uns die Vorlesungen schön, vermutlich auch unser Heimweh.

Viele waren neu hier. Ich wuchs auf der anderen Seite Finnlands in einer, im Vergleich zu Helsinki, winzigen Stadt namens Kokkola auf. Mein ganzes Leben lang hatte es mich von dort weggezogen und als ich endlich meinen Abschluss hatte, hielt mich nichts mehr dort. Nicht mal meine Eltern oder mein Bruder. Ich glaube, sie leben noch immer dort.

Ich war nicht betrunken, als ich beschloss, nach Hause zu gehen. Müde, ein bisschen hungrig vom Bier, aber nicht betrunken. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich sturzbesoffen den Weg nach Hause auf mich genommen hätte. Damit wäre ich zwar ein noch leichteres Opfer gewesen, aber ich hätte vielleicht nicht so viel davon mitbekommen.

Vielleicht hätte es nicht so wehgetan.

Ich war schon fast zu Hause, da fiel Arto über mich her. Ich kannte ihn nicht und ich glaube, er kannte mich auch nicht. Ich war ein Zufallstreffer, ich war der Jackpot, ich war die nächstbeste Schlampe, die er finden konnte.

Zu diesem Zeitpunkt hätte ich mir nicht mal im Traum ausmalen können, welch zentralen Platz ich noch im Leben meines Vergewaltigers einnehmen würde. Und er in meinem.

Er saß an einer Bushaltestelle, keine zweihundert Meter von meiner Wohnung entfernt, eine Flasche Schnaps in der einen, sein Handy in der anderen Hand, in das er lautstark hineinfluchte. Keine Ahnung, ob er telefonierte oder eine Sprachnachricht erstellte. Ich weiß nur, dass sich dieses ungute Gefühl in meiner Magengrube ausbreitete, was schon bald ein täglicher Begleiter für mich werden sollte. Im Gegensatz zu mir war Arto hackedicht, womöglich hatte er auch etwas geschmissen. Vor Amandas Geburt tat er das hin und wieder, danach immer öfter.

Vielleicht hätte ich die Straßenseite wechseln sollen, wie es mir mein Bauchgefühl geraten hatte. Doch die Bushaltestelle befand sich genau auf der Straßenseite, auf der auch mein Wohnheim errichtet worden war und ich hatte zwar Angst, aber vom Schlimmsten ging ich nicht aus.

Wahrscheinlich hätte es eh nichts gebracht, die Straße zu überqueren, um so viel Abstand wie möglich zwischen Arto und mir aufzubauen. Im Grunde war es egal, was ich tat. Ich glaube, ich hätte keine Chance gehabt, selbst wenn ich gerannt wäre. Denn trotz seiner Volltrunkenheit hatte er seinen Körper immer noch unter Kontrolle, so erstaunlich und unfair das auch sein mag.

Ich hatte keine Chance, nicht eine Sekunde lang.

Als er mich sah, veränderte sich etwas in seiner aggressiven

Stimme. Erst später wurde mir bewusst, dass er wusste, was passieren würde, und dass es *Freude* war, die sich in seine Art zu sprechen schlich.

»Hallo, schöne Frau«, sagte er, als ich an ihm vorbeiging. Augenblicklich legte ich an Tempo zu, ohne panisch zu wirken, zumindest hoffte ich das.

Es wäre egal gewesen. Heute weiß ich das. Ich hätte laut schreiend in Tränen ausbrechen können – es hätte nichts geändert.

Arto folgte mir, das spürte ich und als er mich das zweite Mal ansprach, einhundertfünfundachtzig Meter vor der Haustür – die mich hätte retten können – schwang mehr Wut in seiner Stimme mit. Wut und Spott und Aggressivität. Aber immer noch Freude.

»Wie heißt du, kleine Meerjungfrau? Stimmt es, was man über Rothaarige sagt? Darf ich mal in deinen Keller hinabsteigen, um es zu überprüfen?« Er klang erstaunlich beherrscht, erstaunlich nüchtern, dafür, dass er scheinbar einen ganzen Schnapsladen intus hatte.

Woher ich das weiß? Ich roch es, als er mich mit seinem gesamten Gewicht in den feuchten Dreck drückte, die Hand erst an seinem und dann an meinem Hosenknopf. Ich roch seinen stinkenden, widerlichen Schweiß, mit dem sein Körper all das versuchte auszudünsten, was er in sich hineingeschüttet hatte.

Ich ging schneller, immer schneller und gerade, als ich mich dazu entschied, doch zu rennen – meine Wohnungstür war vielleicht noch einhundertfünfzig Meter entfernt – packte er mich am Oberarm und hielt mich ruckartig zurück. Ich konnte nicht mal schreien, als er mich vom Bürgersteig wegzerrte. Auf das mit Büschen und Bäumen bewachsene Rasenstück, das ich so gemocht hatte, als ich eingezogen war.

Ein Stück Natur direkt vor der Tür.

Ein Stück Tatort noch dazu, ich war ein echter Glückspilz.

Später erzählte Arto mir, dass er mir in diesem Moment verfiel. Als ich so unter ihm lag, seine Hand auf meine Lippen gepresst und seinen Schwanz zwischen meinen Schenkeln. Das war der Augenblick, in dem er wusste – erzählte er mir viele Jahre später – dass wir zusammengehörten. Da musste etwas Größeres zwischen uns gewesen sein, weil aus uns etwas Größeres wurde.

Er sagte, es hatte ihn noch nie so geil gemacht, jemanden weinen zu sehen.

Ich weinte nicht die ganze Zeit. Irgendwann war ich dazu nicht mehr in der Lage. Ich glaube, dass ich einen Schock erlitt, in dieser Nacht. Einen unwiderruflichen. Irgendwann spürte ich den Schmerz nicht mehr, den Arto mir Sekunde für Sekunde mit dem größten Vergnügen antat.

Irgendwann spürte ich gar nichts mehr, nicht mal mehr mich selbst. Ich wurde taub und vielleicht sogar ohnmächtig.

Als ich wieder zu mir kam, allein, immer noch in einer Trance, setzte mein Körper sich auf, stellte mich wankend auf die Beine. Meine zitternden Hände zogen meine Hose hoch, schlossen Reißverschluss und Knopf und dann trugen mich meine Füße zu meiner rettenden, sicheren Wohnung, die mich nicht hatte retten können und nicht sicher war.

Ich rede von meinem Körper bewusst in der dritten Person, denn ich war es nicht, die ihn dazu aufforderte, all das zu tun. Mich unter die Dusche zu stellen, das Blut und die Erde von mir zu waschen, bis alles fort war, obwohl ich mich nie wieder sauber fühlen würde. Mich anschließend ins Bett zu manövrieren, obwohl ich nie wieder ohne Alpträume würde schlafen können.

Es war mein Körper, denn ein Teil von mir, ein wichtiger Teil meiner Seele war in dieser Nacht gestorben.

Und ein anderer, der wenige Monate später das Licht der Welt erblickte, wurde erschaffen.

Zwei

Ich habe nie jemandem von dieser Nacht erzählt. Mein gewölbter Bauch – das Kind darin – wurde nicht aus Liebe gezeugt. Nicht mal aus gegenseitigem Begehren. Bis heute weiß niemand davon.

Monate vergingen, es war bereits April. Ich kam gerade von meiner Frauenärztin, in meiner Handtasche ein Ultraschallbild von Amanda, meiner kleinen, süßen Amanda und dem Wissen im Herzen, dass »alles gut war«, wie Dr. Skarsgard sagte. Meinem Kind ging es gut.

Mittlerweile war ich sehr froh, sie nicht abgetrieben zu haben.

Als ich ein paar Wochen nach der alles verändernden Nacht festgestellt hatte, dass irgendwas anders war, dass ich irgendwie anders war, dachte ich zuerst an einen Magen-Darm-Infekt.

Doch schon beim ersten Erbrechen ahnte ich die Wahrheit. Bleich und keuchend stand ich vor dem Badezimmerspiel und starrte mich an. Das hatte ich seit der Vergewaltigung nur noch selten getan.

Vier Tage lang konnte ich es verdrängen und verschanzte mich in meiner Wohnung. Auch nur einen Fuß vor die Tür zu setzen, war undenkbar. Dann musste ich mich aufraffen, um mir die Pille-Danach zu besorgen, doch ein Restrisiko blieb bestehen.

Irgendwie habe ich es von Anfang an gewusst. Ich habe gewusst, dass diese verfickte Nacht ihre Spuren hinterlassen würde und dass es ihr nicht reichen würde, mich einfach nur in ein psychisches Wrack zu verwandeln.

Nein, Nie würde ich vergessen, was Arto mir angetan hatte. Und doch, drei Wochen und vier Tage vor dem tatsächlichen Geburts-

termin, war da nur Liebe, als ich meine Tochter auf dem unscharfen schwarz-weiß-Bild betrachtete, das Dr. Skarsgard mir nach der Untersuchung lächelnd in die Hand drückte. Nur einmal hatte sie mich nach dem Vater gefragt. Der ist tot, hatte ich geantwortet. Alles wäre besser gewesen, wenn ich damit recht gehabt hätte. Das tut mir leid, hatte Dr. Skarsgard betreten geantwortet. Danach sprachen wir nie wieder über den leider doch nicht toten Arto.

In der Uni, zu der ich mich irgendwann wieder bewegen konnte, fiel irgendwann auf, dass ich, die kleine, unschuldige, Kasia einen Braten in der Röhre hatte. Amanda machte sich bemerkbar.

Nachdem die magische Grenze der zwölften Schwangerschaftswoche, bis zu der ich sie sogar im strengen Finnland hätte töten lassen können – *wegmachen* ist einfach nur ein lächerlicher Euphemismus – schien es, als wäre das ihr Startsignal gewesen, auf das sie so lange gewartet hatte.

Du behältst mich, Mama? Oh, wie schön, dann kann ich ja nun all deinen Kommilitonen, all deinen Dozenten und allen anderen, denen du über den Weg läufst, zeigen, dass ich da bin.

Nur Papa nicht. Ihrem Papa zeigte sie sich erst drei Wochen und vier Tage bevor ich sie in sechsundzwanzig Stunden des Schmerzes, der fast genauso schlimm wie der ihrer Zeugung war, aus mir herauspresste.

Vermutlich hatte er mich bereits vergessen. Arto behauptete später zwar, dass er das keineswegs getan hatte, weil da ja *diese Verbindung* zwischen uns entstanden war, als er mich auf dem dreckigen Boden gefickt hatte, aber das halte ich für eine Lüge.

Ich glaube, er hatte sich schon am nächsten Morgen nur noch vage an mich erinnern können und die richtige Erinnerung war erst zurückgekommen, als er mich sah, wie ich nach dem Termin bei meiner Gynäkologin in die überfüllte Straßenbahn einstieg, in die ich und mein dicker Bauch gerade noch so hineinpassten.

Ich weiß nicht, wie er es gemacht hat, weil es wirklich unfassbar eng war, aber im letzten Moment, als sich die Türen bereits schlossen, quetschte er sich dazu, direkt neben mich. Er berührte mich sogar leicht am Arm, vermutlich sogar am Bauch, was auf Grund des Platzmangels auch gar nicht anders möglich war.

Für mich war es wie ein Peitschenhieb. Plötzlich war ich wieder das Erstsemester-Mädchen, das kaum betrunken von seiner ersten Party nach Hause lief und ein ungutes Gefühl in der Magengegend bekam, als es der beschissenen Bushaltestelle immer näherkam.

»Hallo, kleine Meerjungfrau.«

Der zweite Peitschenhieb. Arto wusste sofort, wer ich war und sein Grinsen verriet mir, dass ihm ebenfalls bewusst war, wer der Erzeuger des Kindes unterhalb meines Herzens war.

Ich weiß nicht, ob er es war, der nach Alkohol roch. Es war wie gesagt voll in der Bahn, die sich ächzend in Bewegung gesetzt hatte.

Vielleicht bildete ich mir den Geruch auch nur ein. Für mich war er dennoch real, so real wie die Erinnerung an die Nacht, in der ich auf Arto getroffen war.

Wäre ich nicht zwischen all den Menschen eingezwängt gewesen wie eine Sardine in der Dose, wäre ich vermutlich zusammengebrochen, so weich wurden meine Knie.

»Das ist ja eine schöne Überraschung, dich mal wiederzusehen. Wie geht es dir? Oder sollte ich besser sagen – *euch*?« Alles an ihm strahlte eine grenzenlose Überlegenheit aus. Die Art, wie er sich seine blonden Locken aus der verschwitzten Stirn strich, das Funkeln seiner tiefseeblauen Augen und das Blitzen seiner bemerkenswert geraden Zähne.

Er sah gut aus an diesem Tag, sogar sehr gut, aber vor meinem inneren Auge würde für den Rest meines Lebens sein widerliches, vom Stöhnen verzerrtes Gesicht auftauchen und ich würde immer seinen schnapsgeschwängerten Atem riechen. Selbst wenn er gar nichts tat und leise schnarchend, beinahe friedlich neben mir in unserem Bett schlief.

Ich würde für immer das Monster sehen, das innerhalb weniger Minuten, ohne darüber nachzudenken, etwas in mir verändert hatte.

Aber in diesem Augenblick dachte er darüber nach. Weil er es sah. Er sah, was er ausgelöst hatte. Er sah meine Angst, er sah, dass ich unfähig war, auch nur einen Ton herauszubringen und er sah Amanda, die noch vor ihm sicher war, die er mir damals noch nicht wegnehmen konnte. Er sah *seine Tochter.*

Und in diesem Moment beschloss er, ihr ein Vater sein zu wollen.

Ich fuhr bis zur Endstation, obwohl ich nach vier Stationen hätte aussteigen müssen. Aber ich konnte mich nicht bewegen. Nicht mal, als die Bahn sich zwischendurch leerte, voller wurde und zum Ende hin fast blankgefegt war.

Arto und ich waren mit die letzten, die ausstiegen. Meine Hand lag auf meinem Bauch, meine Beine trugen mich hölzern aus der Bahn und ich betete, dass Arto mich nicht anfassen, mir nicht seine Hand anbieten, mich nicht berühren würde.

»Bist du umgezogen?«, fragte er ungeniert und sah sich um.

Wir waren in der völlig falschen Gegend von Helsinki. Bis zu meiner Wohnung würde ich später über eine Stunde fahren. Ich war nicht in der Lage gewesen, auszusteigen, obwohl ich nichts anderes gewollt hatte, als Abstand zwischen Arto und mich zu bringen. Am besten einen ganzen Kontinent. In diesem Moment wäre ich auch zum nächsten Flughafen gefahren und, ohne Gepäck, nur mit einer scheiß Angst, nach Indien geflogen oder China oder Ägypten oder Südafrika.

Ich wäre überall hin, um so weit wie möglich von Arto wegzukommen, aber ich konnte nicht. Erst als wir aussteigen mussten, schienen meine Beine wieder mir zu gehören.

Es war das Gegenteil von den Minuten nach der Vergewaltigung, als mein Körper mich nach Hause gebracht hatte, obwohl mein Kopf leer war. Diesmal schrie ich meine Beine innerlich an, sie sollten sich gefälligst in Bewegung setzen, bis Tränen in meiner Nase brannten, aber sie dachten gar nicht daran, mir zu gehorchen.

Plötzlich fand ich mich auf einer Bank an der Straßenbahnstation wieder. Arto saß neben mir, beobachtete mich ohne Scham und konnte dabei gar nicht mehr aufhören, dämlich zu grinsen. Irgendwann hatte ich aufgehört zu zählen, wie oft ich ihm in all der Zeit das dumme Grinsen gerne aus der Fresse geschlagen hätte. Ein Gefühl, das sich manchmal in die ständige Furcht gemischt und sich gerade deswegen so unfassbar gut angefühlt hatte. Nur hatte ich es nie in die Tat umgesetzt.

Ich hätte schreien sollen, als wir dort saßen, am falschen Ende von Helsinki, auf einer harten, unbequemen Bank neben der Straßenbahnstation. *Er* hat mir das angetan, *er* hat mich vergewaltigt, hätte

ich schreien sollen. *Er* hat mir meine Tochter geschenkt, hätte ich ebenso brüllen können, denn auch das entsprach der Wahrheit.

Nur hatte Arto keineswegs vor, mir dieses Geschenk alleine zu überlassen.

Wir saßen eine Weile auf der blöden Bank, auf der normalerweise Verliebte oder Freunde saßen und nicht eine Vergewaltigte und der Täter. Es dauerte ewig, bis ich meine Stimme wiederfand.

»Du … kannst das nicht einfach machen«, krächzte ich, räusperte mich, der Kloß in meinem Hals blieb. »Einfach hier aufkreuzen. Das *darfst* du nicht.«

Er wusste ganz genau, wie ich das meinte und trotzdem fragte er: »Wieso nicht?«

Ich nahm all meine Kraft zusammen, sah auf, sah ihm direkt in die Augen und wählte sorgfältig jedes einzelne Wort in Gedanken, bevor ich es aussprach. »Weil ich dich nicht in meinem Leben haben will.«

Sein Lachen ließ mich zusammenzucken. Mir wurde ein bisschen schlecht, das weiß ich noch. Eigentlich nicht nur ein bisschen. In mir stieg eine schwindelerregende Übelkeit auf. Ich fürchtete, Amanda könnte davon Schaden nehmen.

Das tat sie nicht. Sie kam nicht mal einen Monat später vollkommen gesund zur Welt und der Tag ihrer Geburt markierte zugleich den schönsten, als auch den Tag, an dem mein Leben unwiderruflich in die schlammig grüne, manchmal dunkelgraue, oft matt schwarze Farbe der Angst und der Verzweiflung getaucht wurde.

»Wie heißt du eigentlich?«

Ich schwieg.

Er seufzte und dann tat er etwas, das sich für alle Zeit in mein Gedächtnis einbrennen würde. Er legte seine Hand auf meinen Unterarm, der plötzlich schwer wie Blei, schwer wie ein ganzes, verdammtes Kreuzfahrtschiff wurde und sich unmöglich bewegen ließ. Es lähmte mich, es lähmte mich bis in die Zehenspitzen. Eine Reaktion meines Körpers, die irgendwann zur Normalität werden würde. Er berührte mich noch viele Male.

»Ich heiße Arto. Meinst du nicht, dass wir uns spätestens jetzt«, er nickte in Richtung meines Bauches, »einander vorstellen sollten?«

Selbst wenn ich gewollt hätte, ich war nicht fähig zu antworten. Ich spürte nur seine Finger auf meiner Haut und die Schwere meiner Knochen, die sich von dort aus kreisförmig ausbreitete, wie das Auftreffen eines Wassertropfens auf der glatten Oberfläche eines Sees.

»Hör mal, es tut mir leid, was damals passiert ist«, sagte er und diese Worte waren wie ein Schalter, der in mir umgelegt wurde und Signale von meinem Gehirn an meine Glieder zuließ. Ruckartig entriss ich mich seiner Berührung und noch heute bin ich überrascht, wie stark und giftig und selbstbewusst ich für einen kurzen Moment klang, als ich ihn anfauchte.

»Es *tut dir leid*? Glaubst du ernsthaft, das würde irgendwas daran ändern, was du mit mir gemacht hast? Glaubst du wirklich, das würde reichen?«

Jetzt stand ich, hatte es geschafft, Abstand zwischen uns zu bringen, sah über das Gleis und marschierte auf die andere Seite. Die Straßenbahn, in die ich im nächsten Moment einsteigen würde, war noch etwa hundert Meter entfernt. So was tat ich sonst nie. Erst recht nicht, seit Amanda in mir wuchs. Ich war sehr vorsichtig, fuhr seit dem fünften Monat kein Rad mehr und schaute immer drei Mal nach rechts und links, bevor ich die Straße überquerte.

Doch in diesem Moment wollte ich einfach weg, weg von Arto und weg von diesem Gespräch. Weg von meinem Vergewaltiger.

Mir kamen die Tränen. Meine Kraft neigte sich dem Ende zu und mein Körper drückte mich nieder. Ich setzte mich auf eine Bank, die genau gegenüber von Arto stand – er saß noch am selben Fleck.

Mit zitternden Fingern wischte ich mir über die Wange, wich seinem Blick aus und schaute in Richtung Bahn, die immer näherkam und mich dorthin brachte, wo ich hinwollte, bevor Arto mich mit seiner Anwesenheit gelähmt, regelrecht betäubt hatte.

Ich hörte sein Seufzen bis zu mir, obwohl ich wirklich versuchte, ihn zu ignorieren. Doch das konnte ich nicht, so sehr ich es auch versuchte.

Ich werde nie vergessen, welche Wirkung er auf mich ausübte, als er die letzten Worte an diesem Tag, aber längst nicht die letzten, zu mir sagte: »Es ist von mir, oder? Du kannst es mir nicht einfach vorenthalten. Das kannst du nicht.«

Drei

Ich hatte mich gerade von dem Schreck erholt, da tauchte Arto ein paar Tage später erneut in meinem Leben auf. An der Bushaltestelle. Der Bushaltestelle, hinter der es passiert war.

Ich saß im fast leeren Bus, kam gerade etwas früher als sonst von der Uni, zu der ich mich immer noch schleppte. Hätte ich ihn vorher gesehen, wäre ich vermutlich nicht ausgestiegen. Ich wäre weitergefahren, wie in der Straßenbahn, aber ohne ihn.

Doch als ich den ersten Fuß auf den Asphalt setzte, war er plötzlich da und es war zu spät. Er griff nach meinem Arm und half mir aus dem Bus. Mittlerweile fühlte ich mich wie ein aufgequollener, zentnerschwerer Hefekloß.

Mein Herz gefror bei seiner Berührung. Das ist mein Vergewaltiger, schrie ich innerlich erneut. Helft mir, er hat mich vergewaltigt. Doch über meine Lippen kam kein einziges Wort.

»Du wohnst dort vorne, oder?«, fragte er und nickte in Richtung Wohnheim.

Ohne meine Antwort abzuwarten, führte er mich genau dort hin, ließ mich nicht los. Sein Griff war fest, nicht zu stark, aber unnachgiebig. Er brannte ein Loch in mich hinein, mein Arm wurde in zwei Teile geteilt. Der untere Teil, an dem meine Hand baumelte, plumpste mit einem dumpfen Geräusch zu Boden. Wir ließen ihn einfach liegen.

»Wir müssen reden«, sagte Arto und holte mich damit zurück ins Hier und Jetzt, zerrte mich weg von meinem abgetrennten Arm, wie er mich damals in die Büsche gezerrt hatte.

Vor dem Wohngebäude sah er mich auffordernd an. »Dein Schlüssel.«

Ich reagierte nicht. Arto schon. Ohne meinen Arm loszulassen, zog er mir vorsichtig den Rucksack vom Rücken, drückte ihn mit der Hüfte an die Tür, um den Reißverschluss aufziehen zu können und in meinen Sachen rumzukramen, bis er fand, wonach er suchte.

Ich erinnere mich an das Klimpern meines Schlüsselbundes, höre es ganz deutlich, als läge dieser Moment nicht mehr als sechzehn Jahre zurück, sondern wenige Stunden.

»Langsam solltest du mir sagen, wie du heißt, oder wo deine Wohnung ist«, sagte Arto und er klang fast sanft dabei. In dem Moment war er es auch. Wie eine Puppe aus Glas, mit der er machen konnte, was immer er wollte, führte er mich zum Fahrstuhl. Doch genau das konnte er. Von Anfang an war er imstande, sie zu zerbrechen.

Im Fahrstuhl schaffte ich es, meinen freien Arm zu heben, mit dem Zeigefinger auf den Knopf für die dritte Etage zu drücken und dabei nicht zu hyperventilieren. Das war das Einzige, worauf ich mich konzentrieren konnte. Nicht in Panik verfallen, nicht überschnappen, *nicht durchdrehen.* Für Amanda.

»Aha, Fräulein Kasia Mäkinen also«, kommentierte Arto den Namen auf der Klingel meiner Wohnung.

»Man spricht es *Kascha* aus«, flüsterte ich. Er nickte, wobei er die Mundwinkel herabzog und seine Augenbrauen in die Höhe schossen. Als wäre ich ein Kleinkind, das soeben seinen Namen das erste Mal richtig ausgesprochen hatte. Dann schloss er auf.

»Tschechisch?«

»Polnisch.«

»Aha, also wirklich eine kleine Meerjungfrau.«

Arto war ein Mann der klaren Worte. Das war er schon immer gewesen. Innerhalb von wenigen Minuten machte er mir damals bewusst, was er von mir wollte. Was er erwartete. *Was aus uns als Eltern werden würde.*

»Sie ist genauso mein Kind wie deines«, sagte er und ich weiß nicht, warum ich ihn nicht einfach anlog. Warum ich nicht einfach behauptete, Amanda sei kein Resultat der schrecklichsten Nacht meines Lebens. Ich weiß es wirklich nicht.

»Und ich will, dass wir ihm eine Familie schenken, die es verdient hat.«

»Ihr«, sagte ich tonlos. Seine Augen erhellten sich.

»Ein Mädchen?«

Ich nickte schweigend. *Mein* Mädchen. So lange hatte ich mit mir gehadert, hatte überlegt, dieses Kind nicht zu bekommen. Und ich hätte durch die Vergewaltigung auch jegliches Recht zugesprochen bekommen. Doch ich trieb Amanda nicht ab. Sie war mein Kind, meine Tochter. Mit jedem Tag schlang sie sich enger und wärmer um mein Herz. Mit jedem Tag liebte ich sie mehr.

Und jetzt wollte Arto sie mir wegnehmen. Nein, wegnehmen nicht. *Teilen.* Er nannte es *teilen.* Nachdem ich es endlich geschafft hatte, mich als zukünftige Mutter eines Vergewaltigungskindes zu sehen. Als alleinerziehende Mutter.

»Niemand wird dir glauben, wenn du behauptest, sie sei durch ein Verbrechen gezeugt worden. Niemand wird dir glauben, dass ihr Vater ein Vergewaltiger ist«, sagte er.

In seiner Stimme schwang etwas Schweres, Nachtschwarzes mit. Das war der Moment, in dem er mir jeglichen Ausweg aus dem Kopf schlug. »Weil du keine Beweise hast. Du warst nicht bei der Polizei. Eine Vergewaltigung hat es offiziell nie gegeben.«

»Woher weißt du das?«, brachte ich mühsam hervor, vor meinen Augen verschwamm alles, meine Wohnung füllte sich mit Wasser, ich bekam keine Luft.

Er lachte. Und da wusste ich, dass ich verloren war. »Weil ich die Polizei bin, kleine Meerjungfrau.«

Arto hatte recht, natürlich hatte er das. Ich war nie bei der Polizei gewesen. Hatte mir nie in einem Krankenhaus bestätigen lassen, was ich, ohne jeden Zweifel, wusste.

Dr. Skarsgard durfte mir erst zwischen die Schenkel schauen, als die blauen Flecken nur noch in meiner Erinnerung existierten. Weil ich mich schämte.

Ich schämte mich so sehr. Ich schämte mich, weil ich nicht gerannt war, als er mich ansprach. Ich schämte mich, weil ich nicht um Hilfe schrie, als ich das noch konnte. Ich schämte mich, weil

ich mir nicht sicher war, ob ich mich wirklich mit aller Kraft gegen ihn gewehrt hatte. Hatte ich »Nein« gesagt? Ich weiß es nicht mehr.

Und ich schämte mich, weil ich mich zu sehr schämte, um dieses Verbrechen anzuzeigen.

Wäre ich nicht so dumm gewesen und hätte meine Scham einfach ignoriert, wäre all das nicht passiert. Arto hätte niemals mit mir das gemeinsame Sorgerecht für Amanda bekommen, weil Vergewaltiger kein Sorgerecht bekamen. Er hätte mich nicht zwingen können, zu ihm zu ziehen. Er hätte mich nicht zwingen können, meiner Tochter die liebende Ehefrau vorzuspielen, die ich noch werden würde, zumindest für alle anderen. Er hätte mich nie in der Hand gehabt.

Aber ich war nicht ins Krankenhaus oder zu Dr. Skarsgard und zur Polizei gegangen. Ich schleppte mich erst in die Dusche und beseitigte die gröbsten Spuren, um mich dann in meinem Bett zu verkriechen.

Wäre ich nicht so dumm gewesen, so dumm, dumm, dumm, dann hätte Arto seine Tochter nur drei Wochen später nach sechsundzwanzig Stunden Wehen nicht in den Arm nehmen können. Blutbeschmiert von der Geburt, mit verquollenen Augen, einer kräftigen, kräftigen Stimme und schön, so wunderschön.

Meine Tochter war ein Engel, obwohl ihr Vater das Böse in Person war.

Teil II

Amanda ist vierzehn Monate alt

Vier

»Wer zum Teufel hat uns dieses potthässliche Geschirrset geschenkt?«

»Deine potthässliche Mutter«, hätte ich am liebsten zurückgerufen, aber ich biss mir auf die Zunge, bückte mich und holte einen weiteren Stapel Bücher aus dem Umzugskarton, den ich in das aufgestellte und halbvolle Regal im Wohnzimmer einsortierte.

Amanda, die mir noch nicht mal bis zur Hüfte reichte, stand am Regal, hielt sich an den Brettern fest, legte den Kopf in den Nacken und sah mir interessiert dabei zu, was ich tat und gluckste hin und wieder fröhlich vor sich hin.

Lächelnd strich ich ihr über das weiche, lockige Haar, das sie von ihrem Vater geerbt hatte. Die stechend grünen Augen hatte sie von mir.

»Kasia!«, rief Arto genervt aus der Küche. »Komm mal her.«

Mittlerweile hatte ich keine große Angst mehr vor ihm. Sie war abgeklungen und schlummerte nur noch leise, unauffällig in meiner Brust. Zumindest noch.

Wir waren verheiratet, wir hatten ein gemeinsames Kind, wir waren gerade in das Haus am Rande von Tampere eingezogen, das wir nur durch die guten Beziehungen von Artos Eltern bekommen hatten und – wir waren glücklich. Ha-ha-ha.

Ich beugte mich seufzend zu meiner Tochter herab, griff ihr in die Achseln, um sie hochzuheben und auf meine Hüfte zu stemmen. Während ich mit ihr in die ans Wohnzimmer angrenzende Küche ging, griff sie mit größter Freude in mein langes, dickes Haar und zerrte kräftig daran. Das war ihr neuestes Ding.

»Nicht, Ami. Das tut Mama weh«, sagte ich sanft, aber streng.

Scheinbar zu sanft, denn sie griff mit ihren kleinen, speckigen Händen weiterhin nach meinen Haarsträhnen und testete, wie sehr sie daran ziehen konnte, bis sie welche in der Hand hatte.

»Autsch, Amanda, nicht ziehen! Nur *Ai* machen«, sagte ich und strich ihr demonstrativ über den Kopf. Interessierte sie nicht die Bohne.

Arto stand an der Kücheninsel, vor sich einen Berg an Hochzeitsgeschenken, die ihn scheinbar zur Verzweiflung brachten. Manchmal überraschte er mich. Er befand sich mittlerweile im B-Teil seines Studiums an der Polizeifachhochschule, was bedeutete, dass er bereits als Polizist tätig war und täglich mit weitaus anspruchsvolleren Aufgaben konfrontiert wurde, als die Geschenke seiner Verwandten und Freunde durchzusehen und zu verstauen.

Doch offensichtlich war er überfordert, wie er da so stand, mich ansah und leidend das Gesicht verzog.

»Kannst *du* das nicht machen?«, fragte er, wobei mich sein Tonfall an ein quengelndes Kind erinnerte. »Ich weiß doch gar nicht, was das alles sein soll und wo es hin muss.«

Ich zog die Augenbrauen hoch, griff nach dem erstbesten Geschenk und hielt es ihm vor die Nase. »Du weißt nicht, wo ein Tortenheber hinkommt?«

Das Teil, das uns Artos Großtante oder Onkel oder weiß der Geier wer geschenkt hatte, erregte augenblicklich Amandas Aufmerksamkeit. Sie ließ meine Haare los und griff freudestrahlend danach, um sich das metallische Teil, in das Artos und mein Name und unser Hochzeitsdatum eingraviert worden waren, zu schnappen und in den Mund zu stecken.

Zufrieden kaute sie mit ihren ersten beiden Zähnchen darauf herum. Ich ließ sie die Dinge mit dem Mund erkunden, das beruhigte oder lenkte sie ab. Die letzten Wochen hatten uns ihre Zähne genug Nerven gekostet.

Arto betrachtete sie einen Moment lang, dann schüttelte er den Kopf, als wollte er sich daran erinnern, dass wir uns gerade unterhielten und nicht dauernd unsere Tochter mit einem verliebten Lächeln anstarren konnten.

Er liebte sie. Das tat er wirklich. Und diese Liebe machte ihn

zunächst sanfter, auch zu mir. Ich konnte zwar nicht vergessen, was er getan hatte und dass ich all das nur mitmachte, um meine Tochter nicht zu verlieren, aber für eine gewisse Zeit fürchtete ich mich nur sehr selten vor ihm. Bis alles aus den Fugen geriet.

»Natürlich weiß ich, wo ein Tortenheber hinkommt«, sagte er beinahe beleidigt. »Aber jetzt spielt Amanda ja damit. Lass uns einfach tauschen. Ich räume die Kartons im Wohnzimmer aus und du kümmerst dich hier drum.«

Der Tag war aufregend, für uns alle. Mein kleines Mädchen, das mittlerweile ohne Hilfe laufen konnte, erkundete das Haus, inklusive der Treppe ins Obergeschoss, die sozusagen der Endgegner war.

Eine halbe Ewigkeit brauchte sie, bis sie die letzte Stufe erreichte, weil sie auf jeder einen neuen Fussel oder irgendetwas anderes, Interessantes fand, das sich auf dem Teppich oder am Geländer befand.

Da wir bisher noch keine Zeit gehabt hatten, das Haus kindersicher zu machen, folgte ich ihr auf Schritt und Tritt, während sie ihr neues Zuhause ausgiebig begutachtete. Obwohl sie in ihrem beinahe leeren Kinderzimmer, in dem mittags nur ihr flauschiger Teppich, einige Kartons, ihr auseinandergebautes Kinderbett und der ebenso in Einzelteile zerlegte Wickeltisch stand, ein Nickerchen auf dem Boden einlegte, war sie abends so müde, dass sie selbst beim Essen mit dem Gesicht oft gefährlich nahe über ihrer Schüssel mit Gemüsebrei hing.

»Soll ich sie hochbringen?«, fragte Arto, als Amanda zum wiederholten Male die Augen zufielen und sie in ihrem Kinderstuhl nach vorne sackte.

»Ich mach das schon«, winkte ich ab, hob mein Kind aus dem Stuhl und trug es hoch. Ihre weiche, von den Karotten im Brei orange verschmierte Wange sank auf meine Schulter und als wir oben angelangt waren, fand sie es alles andere als angenehmen, als ich sie nochmal auf die kalte Auflage des Wickeltischs legte. Kurz jammerte sie das Gesicht verziehend auf, sank aber innerhalb von wenigen Sekunden wieder in einen erschöpften Schlaf.

Als ich nach einer viertel Stunde wieder runterkam, war Arto

bereits fertig mit dem Essen und räumte die Küche auf. Mein halbvoller Teller stand noch auf dem Küchentisch. Schweigend setzte ich mich und aß.

»Schläft sie?«, fragte Arto, drehte sich zu mir und trocknete einen Teller ab. Die Geschirrspülmaschine hatte er noch nicht zum Laufen bringen können. In den nächsten Tagen kam ein Techniker, der sich das ansah.

»Ja«, sagte ich tonlos. So war es immer. Sobald Amanda im Bett war, veränderte sich die Stimmung. Ich musste nicht mehr spielen, Arto spielte gar nicht, doch es reizte ihn immer wieder, wenn ich mich veränderte, sobald unser Kind außer Hörweite war.

»War ein anstrengender Tag«, bemühte er sich, das Gespräch am Laufen zu halten.

Zu dem Zeitpunkt bemühte er sich noch hin und wieder darum, freundlich zu mir zu sein. Weil er, zumindest glaube ich das, hoffte, dass ich meinen Hass irgendwann vergessen würde.

Meinen Hass und meine Angst und meine Wut auf ihn. Er konnte mich zu allem zwingen – seine Eltern kennenzulernen, die heile Familie zu spielen, ihn zu heiraten, mit ihm in ein wunderschönes Haus zu ziehen und dabei so zu tun, als hätten wir uns nicht kennengelernt, als er mich vergewaltigt hatte.

Aber meine Gefühle konnte er mir nicht nehmen, die konnte er nicht an dieses Schmierentheater anpassen, wie es ihm gefiel. Doch als Amanda noch so klein war, hoffte er es, da bin ich mir sicher. Alles, was er jedoch erreichte, war, mich zu einer hervorragenden Lügnerin zu machen.

Ich war eine Meisterin im Lügen geworden, keiner durchschaute mich. Meine Eltern hätten es vielleicht gekonnt oder mein Bruder, aber zu denen hatte ich den Kontakt abgebrochen. Das wäre besser, redete ich mir ein. Sie anzulügen, wäre so viel schwerer gewesen und ich *musste* lügen, wenn ich Amanda nicht verlieren wollte. Der eigentliche Plan war damals, ihnen von meiner Tochter zu erzählen, sobald sie auf der Welt war. Ob ich ihnen hätte erzählen können, wie sie gezeugt wurde, wusste ich nicht. Das wollte ich noch entscheiden.

Aber dann kam Arto zurück in mein Leben und die Umstände

änderten sich. Deswegen beschloss ich, mich von ihnen abzuwenden, so weh es auch tat. Aber wie hätte ich ihnen Arto vorstellen und eine heile Welt vorspielen können? Meiner eigenen Familie?

»Lass! Ich mach das schon«, sagte er sanft, als ich meinen leeren Teller zur Spüle brachte und abwaschen wollte. Er nahm ihn mir aus der Hand und lächelte mich an. »Geh ruhig schon ins Bett.«

Schweigend verließ ich die Küche, stieg leise die Treppe hinauf und entschied, noch eine Runde laufen zu gehen, als ich oben in unserem Schlafzimmer ankam. Es war mit Kisten und einer Matratze mit unserem Bettzeug vollgestellt, da wir das Bett noch nicht geschafft hatten, aufzubauen. Eine kleine Runde um den Block. Nur um den Kopf frei zu kriegen.

Inzwischen hatte ich auch keine Angst mehr, Arto würde Amanda etwas antun, wenn ich weg war. Diese Furcht hatte mich selbst im Wochenbett im Krankenhaus oft aus dem Schlaf gerissen, woraufhin ich panisch das Beistellbettchen neben mir abgetastet hatte, bis ich das warme, kleine Köpfchen meiner Tochter oder ihre Hand oder ihren sich regelmäßig hebenden und senkenden Bauch ertastete.

Mittlerweile wusste ich, dass Arto ihr nicht weh tun würde.

Dafür war schließlich ich da.

Als ich zurückkam, lag Arto bereits auf der Matratze, auf dem Boden neben sich das blinkende, aber lautlose Babyphone. Meine Sportklamotten klebten schweißnass an mir, obwohl es draußen ziemlich kalt gewesen war.

Ich schlich mich ins Schlafzimmer, die Tür einen Spalt breit geöffnet, damit ein schmaler Lichtstreifen ins Zimmer fallen konnte und ich zumindest den richtigen Karton fand, kramte nach meinem Pyjama und stahl mich auf Zehenspitzen ins Bad.

Unter der Dusche ließ ich lange, sehr lange heißes Wasser auf meinen Körper einprasseln, das meine vom Umzug und vom Laufen verspannten Muskeln etwas lockerte, und stellte zu spät – pitschnass und nackt – fest, dass ich sowohl ein Handtuch, als auch mein Shampoo, Duschgel und Rasierer vergessen hatte.

Ratlos wischte ich mir das Wasser aus den Augen und über-

blickte durch die gläserne Duschwand das Badezimmer. Kein Karton in Sichtweite. Vermutlich hatten die Umzugshelfer alles, was nach oben sollte, erstmal in Amandas oder in Artos und mein Zimmer geschleppt.

Stöhnend wrang ich mein tropfnasses Haar aus, haderte einen Moment mit mir und stieg aus der Dusche. Vorsichtig öffnete ich die Badezimmertür so weit, dass ich auf den Flur linsen konnte.

Zuerst schlich ich mich in Amandas Zimmer, die wie ein Stein schlief und sich nicht im Geringsten davon beeindrucken ließ, dass ich etwas zu laut die wenigen Kartons, die neben ihrem Bett verstreut waren, durchsuchte.

Nichts. Nur ihre Klamotten, ihr Spielzeug und Pflegeprodukte. Mein Magen verkrampfte sich. Kurz überlegte ich, meinen Schlafanzug überzuziehen, aber ich hatte nur den einen und wollte nicht in nassem Stoff schlafen gehen. Dass mein Mantel unten an der Garderobe hing, kam mir in dem Moment vor lauter Aufregung nicht in den Sinn. Arto schlief sicherlich tief und fest, genau wie Amanda. Ich könnte schnell ins Zimmer huschen, den richtigen Karton finden und zurück ins Bad flitzen.

Natürlich wachte er auf. Zunächst bemerkte ich es nicht, weil ich damit beschäftigt war, so eilig wie möglich und mit zitternden Händen die Kartons zu öffnen und dabei keine Geräusche zu verursachen. Amanda hatte zwar den tiefen Schlaf von ihrem Vater geerbt, genau wie ihr engelsblondes Haar, aber ich traute der Sache trotzdem nicht. Zu Recht.

»Bist du … «, hörte ich ihn plötzlich verschlafen hinter mir murmeln. »Bist du nackt?«

Kopflos drehte ich mich um, sah ihn im schwachen Licht, wie er sich auf der notdürftigen Matratze auf die Ellbogen stützte und mich blinzelnd ansah.

Er hatte mich noch nie vollkommen nackt gesehen. Selbst bei Amandas Geburt bat ich die Krankenschwestern und die Hebamme darum, ihn erst zu benachrichtigen, wenn sie da war. Ich weiß nicht, ob es Scham war, die mich dazu bewegte oder Angst.

Er hatte mich untenrum schon nackt gesehen und mehr getan,

als nur zu schauen, wie ich ohne Stoff am Körper aussah. Aber nur dieses eine Mal, nur in dieser einen Nacht.

Und nun stand ich da, mit nichts als Wassertropfen und Gänsehaut überzogen. Mein Herz hämmerte bis zum Hals. Vor meinem Ehemann, dem Vater meines Kindes.

Die Angst überkam mich. Angst und Erinnerung. Zuerst lähmte sie mich, wie so oft, doch als Arto sich komplett aufsetzte, ging etwas wie durch eine abgebrannte Zündschnur in mir hoch und ich rannte aus dem Zimmer, hetzte ins Bad und schloss mich darin ein.

Die erste Nacht in unserem neuen Zuhause verbrachte ich auf dem kalten Fliesenboden.